„So, Elli", sagte ich zu meiner Frau, „nun sei doch so gut und zähle mal die fünfundvierzig Eier nach!"

Sie tat es.

Frau Koch flog samt Eiern auf die Straße.

Wir sind wieder wie jung verheiratet. Sie sagt wieder „Liebling" zu mir.

Sie macht sich wieder schön für mich. Ich darf wieder eine Schneiderrechnung bezahlen, denn sie will sehr, sehr schön für mich sein . . .

—⊡—

Der Wolfsjäger

Eine sibirische Erinnerung

von Joseph M. Velter.

Kaum eines meiner zahllosen Erlebnisse im sibirischen Urwald hat einen so tiefen, unvergeßlichen Eindruck auf mich gemacht wie das Zusammentreffen mit einem merkwürdigen Menschen mitten in der Wildnis der Taiga, ein Zusammentreffen, das von ganz besonderen und tragischen Umständen begleitet war. Ich will es in aller Kürze berichten:

Nach tagelangen Wanderungen durch die unendlichen Waldungen, die sich längs des Tagul hinziehen, hatten wir am Fluß, wo wir nach Gold suchen wollten, ein auffallend gut in Stand gehaltenes Blockhaus gefunden und bezogen. Verwundert waren wir nur darüber, daß wir wohlgeschichtetes Holz vorhanden, außerdem Geschirr, eine Pfanne und einen Teekessel, alles sauber geputzt. Ueberhaupt machte das Ganze den Eindruck, als sei der Raum vor noch nicht langer Zeit erst verlassen worden.

Wir nahmen unsere Goldsuche auf. Bald war am Flusse über der goldhaltigen Schicht die Erde abgetragen. Wir begannen, die lehmige Sandschicht, die sich nun zeigte, durch die Buteras, die langen, hölzernen Spülkästen zu treiben. Die Ausbeute an Goldkörnern und Blättchen war nicht gerade verlockend. Schließlich aber gerieten wir doch in eine Art leichten Goldfiebers und schufteten, daß wir allabendlich wie gerädert aufs Bett sanken.

So auch diesmal. Es war gegen Abend. In dem lehmgemauerten Herde knallten die Holzscheite unter dem Teekessel. Da hörten wir plötzlich Schritte, die sich unserem Blockhaus näherten.

„Wer da?" ertönte draußen eine tiefe, ruhige Stimme. „Staratili, arme Goldwäscher", antwortete Semjon Pawlowitsch. Ehe wir zu einem Entschluß kamen, hatte er schon die Tür geöffnet und war hinaus gegangen.

Die Situation löste sich höchst friedlich. Semjon Pawlowitsch kam mit dem Fremden herein. Bald hörten wir, daß der Angekommene seit mehr als einem Jahre das Blockhaus als Standquartier benützte.

Wir hatten Zeit, ihn zu mustern. Es war ein großer, fast hünenhafter Mensch mit scharfen harten Zügen und einer tief durchfurchten Stirn, vielleicht vierzig Jahre alt. Er mochte unsere forschenden Blicke bemerken, denn plötzlich stand er auf, trat vor uns, nahm eine militärisch straffe Haltung an, verbeugte sich kurz, „Gestatten die Herren, Stefan Wassiljewitsch Beßsamilij." Jmquill und ich waren derart maßlos verblüfft, daß wir fast vergaßen, auch unsererseits wenigstens andeutend unsere Namen zu nennen. Wir taten es schließlich. Der sonderbare Fremde, der uns seinen wirklichen Namen verschwiegen hatte — denn Beßsamilij bedeutet einfach „ohne Familie" — murmelte etwas wie „sehr erfreut" und begab sich nach knapper Verbeugung in seine Ecke zurück, schloß die Fenster, legte noch einige Holzscheite auf das Feuer, wünschte kurz „Spaksojnoi Notschi" und drehte sich scheinbar schon einschlafend, zur Wand.

Die Nacht verging. Nicht das Geringste geschah. Gegen Morgen erhob sich der seltsame Gast, kochte, lautlos am Herde hantierend, seinen Tee und war ein paar Augenblicke später schon vor dem Hause. Vom Fenster aus sahen wir ihn nach wenigen Minuten in der Taiga verschwinden.

„Jej Bogu!" flüsterte Semjon Pawlowitsch und hatte ganz verstörte Augen. „Hoffentlich kommt er nicht wieder."

Aber Stefan Wassiljewitsch Beßsamilij kam wieder, oft sogar, unregelmäßig, einmal nach fünf Tagen, dann nach vier; zuweilen lagen nur zwei Tage zwischen seinen nächtlichen Besuchen. Stets verliefen Abend und Nacht in gleicher Weise.

Winterheide

Der Wind treibt auf verschneiter Heide
Ein übermütig tolles Spiel.
Er pfeift und singt zum Tanz der Flocken,
Verjagt sie ohne Zweck und Ziel.

Die alten Weidenbäume stehen
Gespenstig am vereisten Bach,
Vom nahen Dorfe ist zu sehen
Nur hier und da ein weißes Dach.

Verirrte Krähenschwärme hocken
Auf einem alten Eichenbaum —
Die Heide träumt im tiefen Schlummer
Den ungestörten Wintertraum.

Frieda Callier.

So vergingen Wochen. Da erschien er eines Nachmittags schwankend, schwer auf einen Stock gestützt. Als er sich näherte, sahen wir, daß vom rechten Oberschenkel ein breiter braunroter Streifen geronnenen Blutes herab lief. Kaum in der Hütte angekommen, brach der Fremde zusammen.

„Gospodi pomilyi!" schrie Semjon Pawlowitsch auf. „Er stirbt!" — Vorsichtig betteten wir den Ohnmächtigen auf sein Lager. Im Oberschenkel fanden wir eine schwere, schon entzündete Bißwunde. Wir wuschen sie aus, desinfizierten sie, so gut es ging, und legten einen Verband an. Indes war das leise Stöhnen des Verletzten verstummt. Scheinbar schlief er ein.

Anderntags hatte er hohes Fieber. Wir gaben Chinin. Die Temperatur sank langsam. Jmquill sprach halblaut mit mir, vorsichtshalber französisch. Der Biß scheine von einem wutkranken Wolf herzurühren. Dann sei unsere Kunst allerdings umsonst.

Der Kranke lächelte. „Meine Herren", sagte er in fließendem Französisch, „Sie haben sich nicht getäuscht. Erschrecken Sie nicht, es ist nicht so schade darum, wenn ein Beßfamilij stirbt. Einmal mußte es ja so kommen. Lassen Sie es nur gut sein."

Er sprach ganz ruhig und abgeklärt. Wir versuchten ihm Mut einzureden. Wer wolle gleich ans Sterben denken; der Wolf müsse ja nicht gerade tollwütig gewesen sein.

„Doch, meine Herren, er muß! Haben Sie schon einmal gehört, daß ein Wolf im Sommer einen Menschen angreift, wenn er nicht die Wut hat?"

Wir schwiegen. Was hätten wir erwidern können?

Unerwartet fing der Kranke wieder an: „Sie wundern sich über mich? Vielleicht haben Sie ein Recht, etwas mehr von mir zu wissen. Nun gut. Daß ich nicht immer hier in der Wildnis gehaust habe, können Sie sich denken. Vor zehn Jahren war ich Offizier in einem anständigen Regiment und wurde schließlich nach Sibirien versetzt. Nicht ganz ohne Schuld vielleicht. Aber es war wirklich nicht allzu schlimm. Kurz vorher hatte ich geheiratet, eine junge, kleine, entzückende Frau. Nach einem Jahre schenkte sie mir in dem verfluchten Grenznest, in dem wir mit meinen Kosaken hausten, ein kleines Mädchen. Ach, meine Herren, Sie hätten die Kleine sehen sollen, als sie drei Jahre alt war! Nie gab es Holdseligeres."

Der Kranke schwieg eine Weile. Seine Augen glänzten. Wie schmale Wülste zogen sich die Falten über seine Stirn. Dann fing er wieder an: „Eines Tages, im Dezember, kurz vor Weihnachten, fuhr ich in die Stadt, um für meine Frau und die Kleine einzukaufen, für meine Frau besonders allerhand kleine Sachen. Unser Mädelchen sollte bald einen kleinen Bruder bekommen. Lassen Sie es mich kurz machen: Als ich fort war, spürte meine Frau, daß ihre schwere Stunde kam. Sie schickte zu einer Nachbarin. Wie dann alles kam und wie die Kleine auf die Straße gelangte — sie wollte ihr Väterchen suchen, den ganzen Nachmittag hatte sie davon geplappert —, das weiß ich nicht. Sie kehrte nicht mehr zurück. Die Wölfe! Die Wölfe!"

Er riß sich herum und stöhnte. Nach einer Weile, während wir erschüttert das aufgewühlte Gesicht des Sprechers betrachteten, fuhr er leise fort: „Meine Frau ist dann auch gestorben, acht Tage nachher. Das Kleinste war schon tot auf die Welt gekommen. — Sehen Sie, da bin ich Wolfsjäger geworden. All die Jahre habe ich seither in Wald und Steppe gehaust und es ihnen heimgezahlt. Aber nun hat es auch mich erwischt."

Er behielt recht. Stefan Wassiljewitsch Beßfamilij starb wenige Stunden später einen schweren Tod. Am Tagul steht ein Kreuz, viele hundert Werst von allen menschlichen Behausungen entfernt, am Rande der Taiga. Und über dem Grab schallt triumphierend allnächtlich das schaurige Geheul der Wölfe, die Leben und Glück vernichteten, ihm und hunderttausend Unbekannten, Namenlosen in der sibirischen Wildnis.

—⊡—

Der Himmel auf Erden

Skizze von Karl Demmel-Darmstadt.

Nun war Dietrich Thomas schon alt und wacklig geworden. Und immer noch war kein Frauenlachen in seine Junggesellenstube gekommen. Der Sorgenstuhl stand noch so griesgrämig am Fenster, und ein ebenso griesgrämiges Gesicht machte die speckige Schlummerrolle. Viel Hausrat war ja nicht im Junggesellenheim bei der St. Adalberts-Kirche: ein paar Bücher drückten sich staubig auf einem Regal über dem hochgetürmten Bett herum. Auf einem Buchrücken stand in verblaßter Goldschrift einfach: Gebetbuch. In diesem frommen Buch waren alte Kirchenlieder eingeschlafen, die des Sonntags die Orgel von St. Adalbert summte, und die dann die kleine Gemeinde mitsang. Auch einen schönen gelben Kanarienvogel hatte der alte Hagestolz. Der hatte den Frühling im Schnabel, wenn er in seinem kleinen Gefängnis schmetterte. Aber des Vögleins Frühlingslied war auch schon alt und müde geworden wie Dietrich Thomas.

Und da hing an der Tür auch noch ein Knotenstock, der mit dem Alten in jungen Jahren voll des goldenen Leichtsinns durch Steiermark ins Donauland hineingereist war, und hatte dort, in Wien, das Wandern satt gekriegt . . .

Daß Dietrich Thomas ein Hagestolz war, kam so:

O wie lang ist das schon her, daß Dietrich an einem herrlichen Sommersonntagabend so ein echtes, frohes Wiener Mädel heimbrachte in die Stadt zurück. Silbern ging der Mond durch die Gassen und spiegelte sich in der Donau. Und als Dietrich dem Mädel zum Abschied nur die Hand küßte, da nahm sie ernig seinen Kopf, der sonst so viel Wanderleichtsinn in sich hatte, zwischen beide Hände und küßte ihn, daß er nicht anders wußte, als nun wär der Himmel auf Erden gekommen . . .

Und dann hat Dietrich nichts wieder von ihr gehört und nur das gesehen, als sich Liesel, so hieß das lenzfrische Gotteskind, einen anderen Sonntag mit einem k. k. Treffensoldaten über den blanken Tanzsaal drauß'n im Hietzing drehte. Und da war es aus — da war kein Himmel mehr auf Erden.

Aber geschimpft und geflucht hat Dietrich nicht; er war still in sich ergeben und trug sein junges Liebesleid das Leben hindurch mit einem stillen Lächeln müder Resignation . . .

Damals war er ganze 24 Jahre alt gewesen und als Zollschreiber beschäftigt in der Salztorgasse. Und es hätte sicher sein Schreiberlohn für beide gereicht, für sein „Liesel" und ihn, und auch das für den Kanarienvogel wär' noch dabei abgefallen. Und so ist aus ein Frauenlachen durch seine Stube gegangen.

Nun war Dietrich ganz still geworden. Manchmal trugen ihn die dürren Beine Sonntags nachmittags hinaus zur Stadt, wo zwischen den prangenden Getreidefeldern glückliche Buben mit ihren Mädeln schlendern. Und dann sikt er irgendwo still für sich und läßt sein weißes Haar von der blutenden Abendsonne umspielen. Wehmütig klingt ein Leerastenlied. So gehen die Jahre. Aber der Himmel auf Erden ist noch nicht wiedergekommen.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena.
Druck und Verlag: Dr. C. Sank, Altena.

DER ERZÄHLER

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 5 — Samstag, 2. Februar — 192

Zwei Begegnungen

Skizze von Gabriele Reuter.

Max Verhagen, der Vertreter der großen Tee-Export-Gesellschaft in Niederländisch-Indien, lehnte an der Reling des Dampfers, mit dem er wieder einmal nach Europa fahren wollte — seinen Urlaub zu genießen und auch nach den Geschäften zu sehen. Er beobachtete behaglich den Strom der Reisenden, der in Alexandrien die Laufbrücke hinauf stürmte. War das nicht sein alter Freund Hugo Renius, mit dem er die erste Orientfahrt gemeinsam gemacht hatte? Er winkte, Renius schaute lachend hinauf. An diesem Tummelplatz aller Nationen wunderte man sich nie, Bekannte zu treffen, die das Schicksal nach einer Stunde schon nach allen vier Weltwinden auseinander jagte. Neben Renius betrat eine junge Frau das Deck, zwei Kinder sprangen um sie her, doch die sah Max Verhagen nicht. Das Blut war ihm zu Kopf geschossen, es flimmerte ihm vor den Augen, das Herz begann heftig zu klopfen. War er wirklich noch so jung, daß der Anblick eines hübschen Weibes ihn in einen so kindischen Wirbel von Erregung zu reißen vermochte?

Verhagen hatte Mühe, Haltung zu bewahren, während Renius ihn mit seiner Frau bekannt machte und seine Freude äußerte, sie und die Kinder unter den Schutz des guten Freundes stellen zu dürfen, da ihn selbst dringende Geschäfte hinderten, seine Familie zu begleiten. Verhagen war zu jedem Dienst bereit. Er fühlte eine wirre Seligkeit.

Frau Renius nahm seine Gefälligkeiten reichlich in Anspruch — mit einer heiteren Selbstverständlichkeit, die ihn erschütterte. Ahnte sie denn gar nicht, daß wilde Wünsche in ihm brannten?

Vor ihm lag die Freiheit der Urlaubszeit — er konnte dieser süßen Frau folgen, wohin sie auch gehen möchte. War der Faden zwischen ihnen einmal angesponnen, fand sich alles weitere von selbst.

Nur eben — das Anspinnen, wie sollte es geschehen bei dieser strahlenden, frohen Sicherheit, die ihr ganzes Wesen durchströmte, die wie eine Gloriole von Sonnenschein sie umgab und sie so anziehend machte?

Der Gatte ließ diese Frau, deren Erscheinung von so ungewöhnlicher Schönheit war, daß jeder Mann sich nach ihr umwendete, allein in die gefährliche Welt fahren. War er nicht eifersüchtig? O doch — schon! „Aber die Kinder sind ja mein Schutz", meinte sie lachend. „Nur die Kinder?" — „Nein — nicht allein die Kinder", sagte sie ernst und innig, „auch meine Liebe."

Er neigte den Kopf. Sie ist ein vollendetes Kunstwerk, dachte er, wie durfte man wagen, diese Harmonie stören zu wollen?

Nachdem das Schiff in Triest gelandet war und er Frau Renius und die Kleinen zur Bahn begleitet hatte, blickte Verhagen noch einmal Abschied nehmend und entsagend in das holde Frauenantlitz. Ihr Glück war ihm heilig.

•

Zehn Jahre später fuhr Max Verhagen wieder einmal von Deutschland zurück nach Niederländisch-Indien. Der Nachtzug rollte über den Karst, der sich öde und steinern um den Schienenstrang schichtete. Verhagen gegenüber saß in dem sonst leeren Abteil eine Dame in tiefer Trauer. Starr, beinahe bewegungslos saß sie in ihrer Ecke, den dichten schwarzen Kreppschleier vor dem Gesicht.

Unheimliche Begleitung für die Nacht, dachte Verhagen. Aber was ist dagegen zu machen? Als er in den überfüllten Zug stieg, war nur dieses Abteil noch frei gewesen, und der Schaffner entschuldigte sich bei der Dame — er hatte wohl ein reichliches Trinkgeld erhalten, um der eine Weile zu trennen. Während sie von dieser Begegnung erzählte, brach ihre Erstarrung in jähem Weinen.

Verhagen durfte sie nun umsorgen — ihr für die schwere Fahrt dienen wie ein hilfreicher Bruder.

Gab es das — diese Liebe, die zehn Jahre im Sarge liegen und plötzlich das Haupt heben und wieder unversehrt mit heißem Blut ins Leben treten kann? Nie hätte er, der Nüchterne, solches Wunder geglaubt. Sie ist ja frei — so jungen seine Gedanken, wenn er morgens erwachte, sein sehnsüchtiges Gefühl, ehe der Schlummer kam. Bilder einer ungeahnten Fülle des Daseins stiegen in seiner Phantasie empor. Sie kam ihm vor wie eine zarte Blüte, vom Stengel gerissen, hilflos treibend im unbarmherzigen, kalten Strom des Lebens. Er kannte die Krisen, die den orientalischen Handel zur Zeit schüttelten. Er war in der Lage, ihr, den Kindern — o ihren Kindern, die er schon liebte, eine sorgenlose Existenz zu bieten. Sie an sich reißen — sie bestürmen mit aller Glut seiner Leidenschaft — ihre Erschöpfung, ihre Hoffnungslosigkeit ausnutzen — sie mit der Energie seines kräftigen Mannestums erobern . . . Verhagen sah sie, den in die Ferne versunkenen Blick, das mühsame Erwachen, wenn er sich näherte — er begriff, daß er an ihrer Seite einsamer sein würde denn je zuvor.

Als das Schiff am Kai von Alexandrien anlegte, hob in Sehweite ein junger Mann feierlich den schwarzen Hut. Ein arabischer Diener, dem Tränen über das braune Gesicht liefen, stand neben ihm. Frau Renius drückte die zitternden weißen Hände gegeneinander. „Sie haben ihn sterben sehen — sie haben seine letzten Worte gehört . . . ." flüsterte sie.

Ihr schönes, gramvolles Antlitz wendete sich zu dem Manne an ihrer Seite. „Ich danke Ihnen. Sie waren so gut zu mir — um seinetwillen!"

Da neigte Verhagen sich über ihre Hand, berührte sie ehrfurchtsvoll mit den Lippen und fand kein Abschiedswort.

Auch ihr Unglück war ihm heilig.

Winterwald

Der Sturm knirscht durch die Birken,
Rottannen stehn vergrellt,
Aus schwarzem Schlehdornwildbruch
Ein grimmer Fuchsruf bellt.

Der holden Rehe Tritte
Verwehn, verstäuben dicht,
Die toten Schatten schieben
Sich starr ins stumme Licht

Und doch sind meine Wege
So warm und überhellt,
Die Vogelbeeren brennen,
Und eine Meise schellt.

Zwei schlanke Haselstauden
Beugen sich übers Land,
Leicht rinnt der ersten Kätzchen
Seliger Stundensand.

Ludwig Bäte.



Der blinde Märtyrer

Historische Skizze von Th. Vogel-Schweinfurt

Nach der Schlacht bei Nördlingen verschlug es einen der schwedischen Landsknechte mit seinem Weib in das leer und zerfallen stehende Gehöft auf der einsamen Jurahöhe. Zur Nacht, hilflos dem Unwetter und dem ungehemmt über die Hochfläche daherbrausenden Sturm ausgeliefert, stießen sie von ungefähr auf diese Zuflucht. Es war hohe Zeit. Denn in der gleichen Nacht, im Sausen des Windes, im Wehen und Aechzen der Wipfel, hatte auf einer Schütte faulenden Laubes das Weib einen Sohn geboren.

Das zerfallene Haus wurde Heimat und Schicksal der Flüchtlinge.

Das erste, was der Mann zur Stillung ihrer Notdurft als Beute eines nächtlichen Raubzuges nach Hause brachte, war ein Mutterschaf. Seine Milch gab Weib und Kind notwendigste Nahrung. Darauf versuchte er das Gehöft wohnhaft zu machen und forschte auf verwilderten Wegen nach Spuren der Menschen.

Er fand ein Dorf mit einem alten und gütigen Pfarrer, der ihm Hilfe bot und zu ihm auf die Höhe stieg, um das Kind zu taufen.

Er konnte es nicht tun. Denn das Kind war blind. Und weil er es den Eltern sagte und sie also im Tiefsten ihres aus Krieg und Elend Gott- und Hoffnungslosigkeit gerettetes Restes ihrer Menschlichkeit kränkte, damit Saß und Ungerechtigkeit in ihre ursprünglichen, wilden Seelen säte, weigerten sie ihm die Taufe.

Ja, sie verhärteten ihre Herzen so sehr, verloren so ganz und gar Halt und Fassung, daß sie von den Menschen nichts mehr wissen wollten. Sie blieben auf der einsamen Höhe, nährten sich wie die Tiere ohne Saat und Ernte,

verwehrten dem Pfarrer und den anderen den Weg zu ihrer Wohnung wie zu ihren Seelen. All ihre Liebe warfen sie auf den blinden Knaben, den sie erziehen wollten, ohne daß er von seinem Gebrechen erführe. Was sonst in ihrem Herzen noch an Leidenschaft lebendig blieb, war Haß wider Gott, der ihr Kind schlug, Haß gegen das Schicksal, das sie ruhelos machte.

Einmal geschah es, daß zwei Marodebrüder das einsame Gehöft auf der Vergheide überfielen. Sie stürzten vor den Pistolen des wachsamen Mannes und gewannen nichts denn ein schnell geschaufeltes Grab.

Davon und weil er etliche Tage später einen wilden Wolf in einer seiner Gruben fing und ihn sich zu zähmen wußte, begannen ihn die Leute rings im Lande den Wolf zu nennen, gingen scheu an ihm vorüber und mieden das Haus auf der Höh'.

Das Kind wuchs in Einsamkeit und Menschenferne auf. Mann und Weib umsorgten und umhegten es. Der Knabe blühte heran als eine wundersame Blume schuldlosen Menschentums in der Wildnis, rein, zart, ohne Harm und Erkenntnis, unwissend, daß er blind war. Das Ackerwerk des Vaters, der die Scholle brach, das nächtliche Gewitter mit seinen Blitzen, der Aufstieg der Sonne zum erwachenden Tag, der süße Ton der Flöte, die ihm der Vater schnitzte, all das blieb ihm ein zwar geahntes, aber immer unbewußtes Geheimnis. Er schritt wie ein ewiges Kind, als ein gläubiger Tor, immer voller Fragen, nie einer Antwort gewiß, aus den Jahren des Knaben in die des Jünglings hinein. Die erste fremde Menschenstimme, die an sein Ohr schlug, war die des Grafen, in dessen Eigentum Wolf wohnte und der den landtüchtigen Mann in die Rechte und Pflichten eines Schafhirten setzte. Der erste fremde Mensch, mit dem er rauhe und zitternde Worte wechselte, war der greise Pfarrer, dem einst der Wolf die Taufe an dem Kind geweigert hatte. Der erste Mensch, der ihm sagte, daß er blind wäre, war ein Krüppel des Krieges, der verhungert und zerrissen in den Frieden des Gehöftes brach und unter den Zähnen des Wolfstieres still wurde.

Dann geschah es, daß Wolf begehrte, mit den Menschen sich zu versöhnen. Der greise Pfarrer lud ihn zum Kirchgang. Das Weib wehrte sich, aber da der Mann des Kindes wegen auf seinem Willen beharrte, fügte es sich darein. Sie saßen, den blinden Knaben zwischen sich, am Feiertag in der zerfallenen Kirche des Dorfes, hörten die Worte vom Frieden, den der Pfarrer predigte. Aber sie hörten nichts anderes als das Mißtrauen, den Haß und die Gier der rings um sie Sitzenden und fühlten sich schutzlos.

Der Blinde schritt stumm mit ihnen heim. Sie wiederholten ihren Besuch im Dorfe nicht mehr.

Doch begann der Jüngling von diesem Tage an erkennenden Geistes zu werden. Er erwachte wie aus langem Schlaf, rang mit seinem Schicksal, rätselte an dem dunklen Los seines Lebens und begehrte in heißer Sehnsucht Antwort von den ratlosen und nun, da all ihre bange Liebe scheitern wollte, verzweifelnden Eltern. Vater und Mutter schwiegen sogar voreinander und schlugen die Augen nieder. Die Tiere, der Wald und das Feld, die sonst voller Stimme und Klang für des Knaben Sinne gewesen waren, verstummten. Ein Gefängnis tat sich dem Blinden auf, durch dessen Tor er taumelnd und zögernd ginein schritt ins ewig Ungewisse.

Noch lebte er in der Hut der Eltern auf der Höhe wie auf einer einsamen Insel im Strom der Welt. Die Wellen des Geschehens brachen sich am ferneren Gestade, die Wildheit des Kriegserlebens blieb ihm noch ferne.

Doch kam ein Sommer, in dem die Dürre das Land überzog. Brunnen und Quellen in der Nachbarschaft versiegten, die Flur erstarrte in der Hitze zur Wüste, die Schafe, die Wolf hüten und pflegen sollte, wurden siech und begannen zu sterben. Also mußte der Hirte ins Tal hinunter steigen um seine Herde zu tränken, er mußte ins Dorf zu den Menschen, die ihm fremd waren, wie er ihnen feind, und er mußte den blinden Sohn mit in die Niederung nehmen.

Der Dorfbrunnen gab noch Wasser. Die Tiere drängten sich zu der seit Tagen entbehrten Labung. Der Mann aber füllte ledene Krüge, um das kostbare Naß zur Höhe mitzunehmen. Feindselig verbissen standen die Dorfbewohner umher und schauten ihm zu. Ihre zerrissenen Kinder drängten sich nach vorn, schrien halblaut und redeten miteinander. Der Blinde hörte es, und da ihm Menschenstimmen wie göttliche Ratschluß waren, schritt er mit vorgestreckten Händen, sehnsüchtigen Antlitzes, auf sie zu. Die Dorfkinder staunten zuerst, dann wohnten sie. Und als er näher zu ihnen kam, warfen sie ihm Staub und Sand ins Gesicht.

Der Blinde schrie auf. Wolf stand mit einem Sprung neben ihm, ihn zu decken und zu schützen. Sein Tier aber fuhr unter die Menschen, daß sie schreiend flohen. Dennoch vernahmen sie einen schrecklichen Fluch.

Und weil von ungefähr, begünstigt durch die langanhaltende Dürre, vielleicht von streifendem Gesindel ins Dorf verschleppt, die Pest unter ihnen ausbrach, vermeinten sie damit dieses Fluches Lohn zu empfangen. Der Wolf und seine Brut waren ihres Unheils Schuld. Wehe darum!

Der Pfarrer stieg auf die einsame Höhe, den Mann zu warnen. Es war ein bitterer Gang der Hoffnungslosigkeit für ihn. Stöhnend bekannte er vor dem Wolf, daß die Menschheit Bestie geworden war, gottlos und gottfern, und daß Christus von neuem kommen müßte, sie zu erlösen, in irgend einer Gestalt, und wenn es nicht Christus wäre, dann ein Mensch, schuldlos, rein und unendlicher Liebe voll.

Da dies der Mann seinem Weibe berichtete, vernahm es das Ohr des Blinden, vernahm auch, wie der Mann raunte, daß so wie ihr eigenes Kind der sein müßte, der kommen sollte.

Dieses Wort fuhr in des Jünglings Seele wie Feuer. Sein Geschick wuchs übermenschlich aus ihm heraus.

Er fand den Weg ins Tal. Trotz seiner Blindheit, trotz der verwilderten und verwachsenen Waldpfade kam er ins Dorf, weil ohne Unterlaß in ihm die Stimme Gottes schrie, daß er die Menschen erlösen sollte.

Er verhielt in der Dorfstraße, als er über einen Leichnam strauchelte. Ueber diesen Leichnam wurde er von den aller Hemmungen baren, verzweifelten und wahnwitzigen Menschen zu Tode gesteinigt.

Als Wolf und sein Weib, die zu spät sein Verschwinden bemerkt hatten, gehetzt ins Dorf stürzten, hielten sie einen Sterbenden in ihren Armen.

Auf der Wolfshöhe hoben sie ihm das Grab aus und verschwanden aus dem Gebirge, wie sie aufgetaucht waren, Spielball eines schrecklichen Schicksals.

Die Sage hat sich des Blinden dennoch als eines Erlösers bemächtigt. Sein Tod schien ein Opfertod gewesen zu sein. Denn da — etliche Tage später nur — der Frieden von Münster und Osnabrück verkündet wurde und sich die Menschen weinend, schreiend und aufgelöst in der Urmacht solcher kaum mehr gewahnten und gewußten Botschaft in den Armen lagen, vermeinten sie, daß sie den Frieden dem von ihnen gemordeten Blinden verdanken müßten.

—⊡—

Die goldene Schlange

Skizze von Kurt Miethke.

„Hallo! Ist dort die Kriminalpolizei?"

„Ja, hier Wenker, wer ist dort? Sind Sie es, Koll?"

„Jawohl, Herr Kommissar. Ich telephoniere vom Edenhotel aus. Hier ist eine junge Dame plötzlich gestorben. Es war ganz seltsam. Sie schrie auf und brach zusammen, kein Mensch weiß warum. Ich glaube, es wäre besser, wenn Sie mal kämen."

„Gut ich komme."

Koll verließ die Telephonzelle und ging zu seinem Tisch auf dem Dachgarten zurück. Er setzte sich und starrte nach dem Nebentisch. Ein Arzt war gekommen und hatte Anordnung gegeben, die Tote fort zu schaffen. Die Jazzband spielte diskret ein paar traurige russische Volkslieder.

Nach kurzer Zeit schon kam Wenker. „Wo haltman sie hingeschafft?"

„Nach Zimmer Nr. 101."

„Hat sie hier gesessen? Ja, das ist an den hier sein Fußspuren um den Tisch herum zu erkennen, die wohl nach dem Ereignis entstanden sein müssen. Haben Sie den Vorfall beobachtet? Ausgezeichnet! Erzählen Sie, Koll."

„Ich saß hier und wartete auf —"

„Auf Mimi."

„Woher wissen Sie?"

„Ich bin Detektiv", lachte Wenker, „warum soll ich nicht auch so etwas wissen? Aber erzählen Sie!"

„Ich wartete also auf Mimi, sie wollte um neun da sein, jetzt ist es zehn Uhr, ich darf sie also in einer Stunde erwarten. Nun also, am Nebentisch saß eine junge Dame mit einem jungen Herrn. Er trug einen Abendanzug, sie ein modisches Kleid, das die Arme nackt ließ. Sie war — nein — nicht schön, sagen wir: anziehend. Er schien ihr Bräutigam zu sein, die beiden paßten vorzüglich zueinander. Sie plauderten ganz seelenvergnügt, sie gurrten förmlich, sie schienen beide sehr verliebt zu sein. Plötzlich aber legte der junge Mann die Zigarette fort, starrte seine Begleiterin wie in furchtbarem Entsetzen an und flüsterte heiser etwas, das ich nicht verstand. Sie sah ihn ganz erstaunt an, faßte nach ihrem Arm, nach dem er deutete, wobei seine Augen weit aufgerissen waren, wie in haltlosem Grauen, sie schrie auf und sank zusammen. Der junge Mann stand auf, begann sie zu rütteln, sie zu bitten, aber sie blieb stumm. Sie war tot."

„Das ist ja außergewöhnlich merkwürdig. Sie faßte nach dem Arm, schrie auf und war tot, sagen Sie. Hm, hm. Haben Sie eine Erklärung?"

„Gar keine. Ich dachte einen Augenblick an eine Vergiftung, mußte aber den Gedanken wieder verwerfen, denn warum hätte Sidney seine von ihm so sehr geliebte Braut vergiften sollen? Dazu fehlt jeder Grund. Aber wollen Sie sich die Tote nicht einmal ansehen, Herr Kommissar?"

„Gut, kommen Sie."

Als die beiden das Zimmer Nr. 101 betraten, fanden sie dort den Arzt, den Bräutigam Sidney und den Vater der Toten, Lord Curwood. Der blickte starr und fassungslos auf das Antlitz der Tochter, Sidney saß stumm und abwesend auf dem Bettrand und streichelte die kalte, schöne Hand Ethel Curwoods.

Der Arzt erklärte sofort, er wisse durchaus nicht, an welchem Gift das junge Mädchen gestorben sein könne, etwas Derartiges sei ihm in seiner ganzen Praxis noch nicht vorgekommen; doch daß eine Vergiftung vorliege, stehe fest.

Wenker betrachtete schweigend die Leiche. „Nach welchem Arm griff Lady Curwood, bevor sie aufschrie?"

„Nach dem rechten."

Sidney horchte auf. Dann sagte er heiser: „Ich habe eine Erklärung zu machen. Ich glaube, ich bin der Mörder Ethels."

Alle starrten ihn erschrocken an, Lord Curwoods Hände zitterten.

„Sprechen Sie", sagte Wenker.

„Ich bin der Mörder, denn ich habe ihr einen Schrecken eingejagt. Wir plauderten angeregt und lustig, als ich plötzlich den Schlangenreif an Ethels Arm entdeckte. Ich hatte ihn noch nie zuvor gesehen."

Lord Curwood warf mit bewegter Stimme ein: „Sie hat ihn zu ihrem gestrigen Geburtstag von mir als Geschenk erhalten. Er stammt aus der italienischen Renaissance und hat einen ersehnlichen Wert. Die Arbeit stammt von Benvenuto Cellini und wurde für einen der Borgias hergestellt."

Wenker horchte auf: „Für einen der Borgias? Wissen Sie mehr davon?"

„Ich weiß nicht viel darüber. Nur, daß der Armreif vor etwa hundert Jahren schon einmal im Besitz unserer Familie war. Damals trug ihn meine Urgroßmutter Lady Anne Curwood, eine Freundin der Königin. Sie starb ebenso plötzlich wie meine Tochter, den Grund hat man sich nie erklären können. Bald darauf kam der Reichtum unseres Hauses, und das Schmuckstück wurde verkauft. Ich war glücklich, als ich es neulich in einem Kunstkatalog angepriesen fand, und zahlte eine große Summe dafür. Aber warum wollen Sie das alles wissen? Meinen Sie, daß der Reif mit dem Tode meiner Tochter etwas zu tun hat?"

„Ich bin beinahe überzeugt. Aber fahren Sie fort!" richtete der Detektiv sich an den jungen Mann.

„Ich sah den Ring, der in Schlangenform gebildet ist, wie gesagt, zum ersten Male. Aber nicht das war es, was mich erregte, sondern die Tatsache, daß ich die goldene Schlange sich deutlich bewegen sah."

„Sie bewegte sich?" fragte Wenker.

„Ja, wenigstens hatte ich den Eindruck. Mag sein, daß er durch die Rillung des Schlangenkörpers und durch die etwas unsichere Beleuchtung des Dachgartens hervorgerufen wurde, jedenfalls sah ich plötzlich, wie sich die Schlange langsam um Ethels rechten Arm wand. Ich ahnte irgend ein Unheil, wieso kann ich Ihnen jetzt beim besten Willen nicht mehr sagen. Ich wies auf die Schlange und sagte zu Ethel: „Was hast Du da? Sie bewegt sich sa!"

„Und nun seien Sie genau in Ihrer Erzählung!" ermahnte Wenker.

„Als ich das ausgesprochen hatte, sah sie mich erstaunt und lächelnd an, griff aber, wie um sich von der Unsinnigkeit meiner Worte zu überzeugen, nach dem Armreif, in demselben Augenblick war sie tot. Ich werde das nie begreifen."

„Ich werde versuchen, es Ihnen verständlich zu machen. Lady Curwood ist vergiftet worden."

„Vergiftet? Von wem?"

„Von diesem Ring hier", sagte Wenker und streifte vorsichtig die goldene Schlange vom Arm der Toten.

„Erklären Sie das, mein Herr", sagte Lord Curwood. „Denn schließlich war ich es, der meiner Tochter den Reif gab. Sollte ich ihr damit unbewußt den Tod geschenkt haben?"

„So ist es", nickte Wenker. „Es genügte mir zu erfahren, daß der Armreif aus der Zeit der Renaissance stammt, von Cellini hergestellt und von einem der Borgias bestellt ist. Cellini war der raffinierteste Künstler der Goldschmiedezunft, und nur er konnte einen so feinen Mechanismus in einen so schmalen Goldstreifen einbauen. Sehen Sie, wie sich die Ringe der Schlange ein ganz klein wenig verschieben lassen? Es handelt sich nun darum, zwei oder drei oder auch noch mehr Ringe zur gleichen Zeit zu verschieben, dann löst sich im Innern des Schlangenkörpers eine Feder, die vermutlich die Zunge der Schlange heraus schiebt Lassen Sie mich versuchen!"

Wenker schob an den Ringen des Armreifs lange vergeblich, dann aber sahen plötzlich alle wie aus dem Kopf des goldenen Tieres eine Nadel hervor schnellte und gleich wieder zurückfuhr.

„Sie haben gesehen, wie Lady Curwood ermordet wurde", sagte Wenker kurz und legte die Schlange in ein ledernes Etui, das er in die Tasche steckte. „Die Borgias" dieses Geschlecht blutgieriger Uebermenschen, haben sich das mörderische Kunstwerk bestellt, um einer ihrer Feindinnen einen schnellen Tod zu bereiten. Niemand kannte das Geheimnis. Nur alle hundert Jahre werden durch einen Zufall einmal die Ringe so verschoben, daß die tödliche Wirkung eintritt. Als heute abend Lady Curwood prüfend nach dem Armreif faßte, wollte es ein unglücklicher Zufall, daß sie durch ihre heftige Bewegung die Ringe in die fatale Stellung brachte."

„So bin ich also an ihrem Tode schuld", keuchte Sidney.

„Sie?" fragte Wenker. „Nein, der Mörder ist längst vermodert, er hieß Borgia! Aber das soll sein letzter Mord gewesen sein. Ich hoffe Lord Curwood wird mir die Erlaubnis geben das todbringende Schmuckstück einschmelzen zu lassen."

Lord Curwood nickte stumm und blaß. Alle sahen wie eine Träne aus seinen Augen über seine Wange lief.

—⊡—

Sühne

Der Wirklichkeit nacherzählt

von Otto König.

„Du mußt! Hörst Du? Du mußt. Er quält mich; er sieht unserer Liebe im Wege!" Der heiße Atem der berückenden jungen Frau mit dem brennendroten Haar, den sprühenden, dämonischen Augen, schlug dem Gutseleven in das Gesicht; ihre Hände krallten sich in seine Arme, schüttelten ihn wild, rissen seinen Mund an ihre glühenden Lippen. Da wußte Arpad Eresgöly daß er den Willen seiner jungen Herrin, der Frau Mariska Hernany, erfüllen mußte.

Am anderen Morgen fanden Arbeiter den Gutsbesitzer André Hernany im Wasser am Mühlenwehr, der Schädel von einem Axthieb gespalten. Sie brachten ihn der Frau ins Haus, legten ihn auf den großen Tisch in der Halle und schoben ihm ein Kissen unter den zerschlagenen Kopf. Mariska Hernany rang die Hände und schrie, denn sie fühlte den mißtrauischen Blick der Leute auf sich ruhen. Da glitt der Kopf des Toten vom Kissen, fiel zur Seite, und die starren Augen drohten zur Frau hinüber. Sie fiel auf die Knie, brach zusammen, schrie: „Nein, nein, ich war es nicht! Eresgöly hat es getan! Du standest ihm im Wege!" — —

Sie saßen beide auf der Anklagebank, die Gutsbesitzerin Mariska Hernany und der Eleve Arpad Eresgöly. Er nahm alle Schuld auf sich, um sie vor dem Urteil zu bewahren. Sie haßte ihn, weil seine Tat, die sie selbst gewollt nicht zu dem von ihr erstrebten Ziel geführt. Doch das Gericht ließ sich nicht täuschen; es verurteilte beide zu lebenslänglichem Zuchthaus.

Ein Kind von vier Jahren, Margot Hernany blieb elternlos auf dem vereinsamten Gute zurück. — —

Fünfzehn Jahre vergingen; der Weltkrieg der Umsturz brausten an den Zuchthausmauern vorüber, und Arpad Eresgöly büßte seine Schuld. Er war der gefügigste, fleißigste und beste unter den Zwangsarbeitern hinter vergitterten Fenstern. Seine Vorgesetzten schenkten ihm Vertrauen und machten ihn zum Schreiber in der Zuchthausverwaltung, um ihm das Leben erträglich zu gestalten. Doch die Schuld einer leidenschaftlichen Stunde lastete drückend auf ihm. Er wollte und wünschte sich kein anderes Los als die Arbeit im Zuchthaus.

Da schenkten sie ihm die Freiheit, zur Belohnung für sein gutes Verhalten. Die Nachricht traf ihn wie ein Schlag. Er wußte nichts mit dem Geschenk zu beginnen; er wollte keine Verzeihung, sondern nur büßen. Sein Direktor konnte ihm nicht helfen. Arpad Eresgöly stand auf der Straße.

Zunächst dachte er an Selbstmord; doch dann verwarf er den Gedanken als feige. Plötzlich fiel ihm ein, daß er sich selbst eine Buße auferlegen konnte, wenn er im Orte, der seine Tat gesehen, lebte und arbeitete. Die Leute würden ihn meiden, mit Finger auf den Mörder zeigen, ihm das Leben zur Qual machen. Dort nur konnte er das Sühnegeld zahlen, das der Staat nicht haben wollte.

Arpad Eresgöly, der entlassene Sträfling meldete sich beim Ortsvorsteher in Hernanyparos. Der konnte ihn noch, doch wußte er auch von der Schuld der Frau, die noch im Zuchthaus saß. Er verstand den Wunsch des Mannes, setzte Vertrauen in den Mörder und nahm ihn als Knecht in sein Haus.

Sie zeigten im Dorf mit Fingern auf ihn wie damals Eresgöly es gewollt hatte: „Sieh den Mörder, den Zuchthäusler, den Mann, der André Hernany erschlug!" Die anderen Knechte rückten von ihm ab, wenn er sich zum Essen auf die gemeinsame Bank setzte; die Kinder liefen ihm auf der Straße nach und schrien: „Mörder, Zuchthäusler!" Die Alten sagen ihm stumm aus dem Wege; sie wußten warum Arpad Eresgöly zum Verbrecher geworden war: „Er trägt die geringere Schuld. Doch Mörder bleibt Mörder!" Und Arpad Eresgöly fühlte, daß die Buße, die er sich selbst auferlegt, fast nicht zu ertragen war. —

Wieder gellte ihm der Hohnruf der Kinder in den Ohren, als er eines Abends von der Feldarbeit heimkehrte. Da sah er ein junges Mädchen, städtisch gekleidet wie eine Dame hinter den Kindern die Straße herauf kommen. Der Aerger rötete das hübsche Gesicht, als sie dem ärgsten Schreier die kleine feste Hand auf den Mund schlug: „Ihr sollt ruhig sein! Laßt den Mann zufrieden!" Ihre Augen sprühten zornig, und ihr brandrotes Haar leuchtete. Da erkannte Arpad Eresgöly daß Margot Hernany, die Tochter seines Opfers, vor ihm stand.

Er fürchtete sich vor ihr. Er glaubte ihren Blick nicht ertragen zu können; die Buße, die er sich selbst auferlegt, schien ihm nun doch zu schwer. Er senkte den Kopf, hörte das Mädchen herantreten und sah eine zum Gruß gebotene Hand: „Sie sollen in Ruhe gelassen werden. Ich weiß warum Sie es taten, Arpad Eresgöly. Ich habe Ihnen längst verziehen."

Er fiel vor ihr in den Schmutz der Straße. Er griff mit der lehmbeschmierten Arbeitshand nach den weichen, schlanken Fingern und küßte sie. Er wußte kein Wort zu sagen. Sie lief ihm für Augenblicke ihre Hand.

Dann sagte sie einfach und freundlich: „Stehen Sie auf! Begleiten Sie mich zum Gut!" Sie ging an seiner Seite durch die Straßen und Arpad Eresgöly schwieg. Die Leute vor Hernanyparos standen an den Fenstern und tuschelten: „Sie geht mit ihm, dem Mörder! Sie muß ihm verziehen haben." — Am Hoftor sagte Margot Hernany dem ehemaligen Sträfling zum zweiten Male die Hand: „Sie werden in Zukunft unbehelligt bleiben." —

Sie trafen sich öfter. Auf der Straße, auf dem Felde wo sie ihm bei der Arbeit zusah. Und ihre Nähe, vor der er sich so gefürchtet hatte, beglückte ihn. Zum ersten Mal seit seiner Tat begegnete ihm ein Mensch mit der Achtung vor dem gleichberechtigten Gebildeten, der er trotz seines Schicksals, trotz seiner Knechtsarbeit stets geblieben war.

Eines Tages trat sie wieder zu ihm, als er mit kräftiger Hand den Pflug durch die Furchen führte: „Ich brauche einen Verwalter für das Gut, einen Verwalter auf Lebenszeit. Willst Du es sein, Arpad Eresgöly?"

Er starrte sie ungläubig an. „Ja, Arpad einen Verwalter für immer, denn ich habe lange genug allein im Leben gestanden."

Ueberglücklich ergriff er ihre ausgestreckte Hand: „Ja, Margot, ich will es! Ich will den letzten Teil meiner Schuld sühnen, meine Tat wieder gut zu machen suchen, Dir für immer dienen, besser als ein Verwalter."

Sie schritten zurück ins Dorf, in ein neues Leben.

—⊡—

Die Eier

Heitere Skizze von Kurt Miethke.

„Kurt!" rief mich meine Frau, und ein Schauer durchlief mich, denn ihre Stimme hatte furchtbar drohend geklungen.

„Ja, was willst Du denn, Schatz?" fragte ich, und ich konnte es nicht verhindern, daß sie etwas wie Angst in meiner Stimme auftönte.

„Gestern habe ich ein Schock Eier gekauft!" donnerte meine Frau.

„Was geht denn das mich an?"

„Sechzig Stück! Ich habe sie selbst mitgezählt, als sie mir Frau Koch (das ist unsere Eierfrau, liebe blondgelockte Leserin) in den Korb tat."

„Na und?" fragte ich maßlos erstaunt. „Was soll ich denn damit zu tun haben?"

„Das möchte ich ja eben mal wissen?"

„Was möchtest Du wissen?"

„Wo die vierzehn Eier hin sind?"

„Was denn für vierzehn Eier?"

„Die vierzehn Eier, die fehlen. Ich habe noch kein einziges davon genommen, und wie ich sie vorhin noch einmal durchzählte, sind es statt sechzig Stück nur noch sechsundvierzig. Es fehlen also vierzehn Eier."

„Was soll ich denn mit vierzehn Eiern machen?"

„Du hast sie gegessen!"

„Um des Himmels willen! Wann sollte ich denn das wohl gemacht haben?"

„Das weiß ich nicht. Vermutlich, als Du gestern abend allein warst, während ich zum Geburtstag gewesen bin."

„Du bist verrückt."

„Na ja, nun wirst Du wieder beleidigend. Das kennt man ja. Du lieber Himmel, was ich in dieser Ehe schon alles auszustehen gehabt habe!" . . . Schluchzend sank meine Frau in eine Sofaecke.

„Schatz!" sagte ich. „Ueberleg Dir doch bitte einmal!" —

„Nichts", fuhr sie plötzlich wie von der Tarantel gestochen in die Höhe, „nichts habe ich mir zu überlegen! Du hast sie eben gegessen, und jetzt belügst Du mich! Ich werde zu meiner Mutte zurückgehen. Sofort!"

„Den Gefallen tust Du mir ja doch nicht", knurrte ich böse zurück.

„Nein! Den tue ich Dir auch nicht. Das könnte Dir so passen! Ich werde schon hier bleiben, da sei Du man unbesorgt, und werde Dir das Leben versauern."

Sie rannte aus dem Zimmer und knallte die Tür hinter sich zu.

Eine Woche long war Gewitterstimmung. Wir knurrten und fauchten uns an. Das Abbild einer „vollkommenen Ehe."

Aber nach acht Tagen geschah folgendes: Es klingelte.

Meine Frau öffnete die Flurtür, und ich hörte ihre Stimme: „Ach, Sie sind es, Frau Koch! Ja, kommen Sie nur herein, ich brauche wieder ein Schock. Mein Mann verzehrt ungeheure Mengen."

Die Stimme der Frau Koch antworte, und bald hörte ich Frau Koch zählen: „Ein, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht — es sind ganz frische Eier. Was ich sagen wollte — wie geht es denn Ihrem kleinen Neffen Fritz? Gut? Das freut mich. Wie alt ist er denn eigentlich? Dreizehn Jahre? Ja, ja, wie die Zeit vergeht! Dreizehn! Ja, ja! Vierzehn, fünfzehn, sechzehn, siebzehn, achtzehn, neunzehn — und Lotte, wie geht es denn der? Will sie denn nicht bald heiraten? Sie ist doch alt genug, fünfundzwanzig, wenn ich nicht irre. Doch, doch, fünfundzwanzig. Ein schönes Alter! Fünfundzwanzig! Sechsundzwanzig, siebenundzwanzig, achtundzwanzig, neunundzwanzig, dreißig, einunddreißig. Ihre Frau Mutter habe ich auch lange nicht gesehen. Eine furchtbar nette Frau. Und wie gut sie sich gehalten hat! Sie sieht ja noch wie ein junges Mädchen aus. Und sie ist doch mindestens schon zweiundvierzig. Wie? Erst neunundreißig? Schade, schade. Ich dachte, sie wäre zweiundvierzig. Aber neunundreißig ist auch ein ganz schönes Alter. Gerade in den besten Jahren steckt sie. Wenn sie vierzig und darüber ist, dann ist es vorbei. Mit einundvierzig gehört man schon zu den alten Leuten. Ja, Ja. Du lieber Himmel, als ich noch einundvierzig war. Einundvierzig! Zweiundvierzig, dreiundvierzig, vierundvierzig, fünfundvierzig —"

In diesem Augenblick aber riß ich die Tür auf und fragte scheinheilig: „Wieviel Eier waren es bis jetzt, liebe Frau Koch?"

„Fünfundvierzig."